

Feature

„Land meiner Sehnsucht“ – Hara Tamiki und die Atombombe von Hiroshima“

Armin Stein

Im Januar 1945 begab sich der Schriftsteller und Dichter Hara Tamiki (原民喜, 1905-1951) aus der Kantō-Region in seine Heimatstadt Hiroshima, um die Urne seiner wenige Monate zuvor verstorbenen Frau im Grab seiner Familie beizusetzen. Die anhaltenden Bombardements im Großraum Tokyo veranlaßten ihn dazu, seinen Aufenthalt zu verlängern. Am 6. August 1945 wurde Hara Tamiki zum Hibakusha, einem Opfer des Atombombenabwurfs auf Hiroshima. Hara überlebte die Explosion nahezu unversehrt. Die grauenvollen Erlebnisse der folgenden Stunden und Tage – das Inferno des Feuersturms, der Brände, das jeder Beschreibung spottende Elend der Sterbenden und Verletzten – zeichnete er noch im gleichen Jahr in „Natsu no hana“ („Sommerblumen“) und „Genbaku hisaiji no nōto“ („Aufzeichnungen aus den Tagen, als wir zu Atombombenopfern wurden“) auf. Die beeindruckenden, erzählenden und dokumentierenden Texte zählen zu den frühesten literarischen Werken über die Atombombenabwürfe.

Die Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki mußten mit ihren schrecklichen Erinnerungen, dem Schmerz über den Verlust von Angehörigen und Freunden, aber auch mit der ständigen Furcht vor den Spätfolgen der Verstrahlung leben. Hierbei wurden sie vom offiziellen Japan, das in den Jahren der Besatzung und Remilitarisierung an der Seite der Vereinigten Staaten die Auseinandersetzung mit den Atombombeneinsätzen zu vermeiden suchte, im Stich gelassen und erfuhren diverse Formen gesellschaftlicher Diskriminierung.

Im April 1946 kehrte Hara Tamiki nach Tokyo zurück, wo er zunächst am Abendkolleg der Chūō-Universität Englisch unterrichtete, ehe er sich ganz der Literatur zuwandte. In den wenigen ihm verbliebenen Jahren schuf er ein reiches dichterisches und erzählerisches Werk, in dessen Mittelpunkt stets der 6. August 1945 und seine Folgen für die Überlebenden standen. Am Abend des 13. März 1951 warf Hara Tamiki sich zwischen Nishi-Ogikubo und Kichijōji im Westen Tokyos vor einen Zug der Chūō-Linie.

In Haras letzten Lebenstagen entstand die hinterlassene Erzählung „Land meiner Sehnsucht“ („Shingan no kuni“, 1951), aus der des Autors Resignation und Todessehnsucht spricht, ein in seiner Intensität im Angesicht des Todes beklemmendes Vermächtnis. Die Erzählung besticht durch die experimentelle Darbietungsweise, die narrative und tagebuchartig skizzenhafte Elemente vereint und von überraschenden Wechseln der Perspektive und einer Vielfalt der Ausdrucksformen gekennzeichnet ist.

Leben und Tod des Schriftstellers Hara Tamiki mögen heute, da die sechzigsten Jahrestage der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki näher rücken, einmal mehr an den skandalösen Umgang des offiziellen Japan mit den überlebenden Opfern und ihre gesellschaftliche Ausgrenzung erinnern.

Hara Tamikis Texte „Natsu no hana“ („Sommerblumen“) und „Genbaku hisaiji no nōto“ („Aufzeichnungen aus den Tagen, als wir zu Atombombenopfern wurden“) sind in deutscher Sprache nachzulesen in: Itō Narihiko, Wolfgang Schaarschmidt und Wolfgang Schamoni, Hg.: „Seit jenem Tag. Hiroshima und Nagasaki in der japanischen Literatur.“ Frankfurt a. M.: Fischer, 1984.

Hara Tamiki:

Land meiner Sehnsucht

Musashino-shi, 1951

Gegen Morgen zu hörte ich auf meinem Bett der Vögel Gesang. Sie waren auf dem Dach und sangen mir zu. Ihr gedämpfter Gesang, sanft und eindringlich, bebte in ahnungsvoller Erwartung. Sollten sie in aller Unschuld davon künden, wie unübertrefflich köstlich diese Augenblicke des Tages waren? Im Bett lachte ich vor mich hin. Offenbar war ich im Begriff, die Vogelsprache zu erlernen. Ja, nur noch ein bißchen, ein kleines bißchen, und ich würde sie verstehen. Welcher Empfang mochte mich im Reich der Vögel erwarten, wurde ich als Vogel wiedergeboren? Würde ich wie ein schüchterner Junge beim ersten Kindergartenbesuch in der Ecke stehen und mir auf die Finger beißen? Oder mit dem melancholischen Blick des weltüberdrüssigen Dichters in die Runde starren? Aber nein, Unsinn. Wie sollte ich, als Vogel wiedergeboren, solches tun? Zufällig würden mir gute Freunde von einst, auch sie nun Vögel, auf einem Pfad durch ein Küstenwäldchen begegnen.

„Oh, auch du ...“

„Ach, dich hier zu treffen!“

In meinem Bett versank ich in süßen Erinnerungen an Menschen, die nicht mehr leben. Wer meinem Herzen nahe steht, wird für mich niemals zu Staub vergehen. Hätte ich doch in der ahnungslosen Unschuld eines Vogels zu leben vermocht bis zu der Stunde, da der Tod mich hinweg reißt ...

Treiben die Trümmer meines Lebens nicht längst unwiderruflich davon? Könnte ich, der ich nun schon seit einem Jahr an diesem Ort lebe, noch einsamer sein? Ich finde keinen Strohalm mehr auf Erden, an den ich mich klammern könnte. Näher, immer näher rücken mir die gleichgültigen Sterne des Nachthimmels, der

sich über mir wölbt, und die vertrauten Bäume hier am Boden, wie um mich alsbald zu verdrängen. Mit jedem weiteren Schritt in Untergang und Kälte erscheinen sie mir unergründlicher und unerschütterlicher. ... Ich habe meinen eigenen Stern entdeckt. Eines Nachts, auf dem dunklen Weg vom Bahnhof Kichijōji zu meiner Wohnung, fiel mir, da ich den Blick zum Sternenhimmel hob, augenblicklich ein einzelner unter den zahllosen Sternen auf, der sich grüßend zu mir neigte. Was wollte er mir bedeuten? Doch ehe ich darüber nachdenken konnte, stiegen mir Tränen in die Augen.

Die Einsamkeit scheint mit der Luft verschmolzen. Staub ist dir in die Augen gedrunken, Tränen sammeln sich an deinen Wimpern ... Meine Mutter, die mir mit einer Nadel einen Splitter aus dem Finger zieht ... Unbedeutende, überaus unbedeutende Begebenheiten, die mir in meiner Einsamkeit unverhofft in den Sinn kommen. ... Eines frühen Morgens träumte ich von Zähnen. Im Traum kamst du zu mir, du, die du tot bist, und sagtest: „Wo tut es weh?“, dann berührte dein Finger sachte meine Wange. Als ich von der Berührung erwachte, waren meine Schmerzen verschwunden.

Ich war eingenickt, als ein Blitz in meinen Kopf einschlug und mich explodieren ließ. Mein ganzer Körper krampfte sich zusammen, doch dann, als sei nichts geschehen, kehrte wieder Stille ein. Ich riß die Augen auf, um meiner Sinne Herr zu werden. Ich bemerkte nichts Ungewöhnliches. Aber ich konnte es mir doch nicht eingebildet haben, daß sich vor wenigen Augenblicken irgend etwas über meinen Willen hinweg gesetzt und mich zur Detonation gebracht hatte? Was für ein Blitz war das gewesen? Woher war er gekommen? Ich war mir nicht sicher. ... Hatte es sich um einen gewalttätigen Ausbruch meiner aufgestauten Enttäuschung über all das gehandelt, was zu vollenden mir auf Erden nicht vergönnt gewesen war? Oder war ich von der Erinnerung an jenen Moment am Morgen der Atombombe überwältigt worden? Ich wußte es nicht. Zwar schien mein Geist im Grauen von Hiroshima keinen nachhaltigen Schaden davon getragen zu haben, aber vielleicht saß der Schock von damals tief und lauerte unentwegt darauf, mich und die anderen Opfer in den Wahnsinn zu treiben.

Ich fand keinen Schlaf mehr und begann, mir den Erdball vorzustellen. Die Kälte der Nacht kroch bis ins Bett hinein und trieb mir eiskalte Schauer über den Rücken. Wieso war ich so erkaltet – mein Körper, mein Dasein, mein Herz? Mir war danach, die Erde anzurufen, die mich zum Leben zwang. Ein verschwommenes Bild der Weltkugel tauchte vor mir auf, einer erbarmungswürdigen, kalten, mir unbekanntem Welt, wie sie in vielen Millionen Jahren sein mag. Dann träumte ich von einer anderen Welt, einem dunklen Klumpen Erde, dessen Kern aus einem glühend wirbelnden, blutroten Feuerball bestand. Was mag in diesem Schmelzofen entstehen? Verschmelzen dort unbekannte Substanzen, walten dort Mysterien, die unsere Vorstellungskraft übersteigen? Was soll nur aus der Erde werden, wenn der feurige Wirbel mit einem Schlag ihre Kruste sprengt? Träumend von einer unterirdischen Schatzkammer, von der wir nicht wissen, ob sie Untergang oder Erlösung birgt, gehen wir einer ungewissen Zukunft entgegen ...

Einen Traum aber habe ich viel zu lange geträumt – den, daß in eines jeden Menschen Herzen eine stille Quelle plätschere und eine Zeit käme, da kein Menschenleben mehr um seine Vernichtung fürchten müsse und Friede auf Erden Einzug hielte.

Ich überquere diesen Bahnübergang häufig, stehe allerdings oft vor der geschlossenen Schranke und muß mich eine Weile gedulden. Mal kommt der Zug aus Nishi-Ogikubo, mal vom Bahnhof Kichijōji her. Nähert er sich, schwingen die Schienen sichtlich auf und ab, ehe der Zug mit voller Geschwindigkeit vorüber dröhnt. Für mich besitzt diese rasante Geschwindigkeit etwas Befreiendes. Vielleicht erfüllt mich Neid auf Menschen, die mit einer solchen Schnelligkeit durchs Leben rasen können. Dann aber gehen mir andere durch den Sinn, die diesen Schienenweg mit finsterem Blick fixieren. An diesen Gleisen scheinen die Schatten jener umher zu irren, die an der Gesellschaft zerbrachen, einen sinnlosen Kampf führten und an einen Ort ohne Hoffnung verstoßen sind. Aber während ich noch darüber sinne und am

Bahnübergang warte, irre da nicht auch ich ... irrt da nicht auch mein eigener Schatten, ohne daß ich es bemerkte, bereits an den Gleisen entlang?

Vor Sonnenuntergang schlenderte ich eine Straße hinunter. Plötzlich hellte sich der blaue Himmel geheimnisvoll auf, und ein Teil des Firmaments sandte Strahlen zur Erde, deren Bläue an Muschelschalen denken ließ. Täuschten mich meine Augen? Nein, mit Gewißheit sah ich, wie diese blauen Strahlen eine Reihe von Laubbäumen überfluteten. Die schlanken Bäume schienen zu ahnen, daß irgend etwas in aller Stille vor sich ging. Als mein Blick im Wipfel eines Baumes verweilte, löste sich ein großes, welches Blatt vom Ast. In einer unnachahmlich wundersamen Bewegung glitt es am Stamm entlang zu Boden und sank auf einen Haufen anderer welker Blätter am Fuße des Baumes. Auf seinem Weg vom Wipfel zur Erde hatte dieses eine Blatt alles gesehen, was auf Erden zu sehen war. ... Seit wann betrachte ich die Welt mit den Augen eines Abschiednehmenden? Eines Tages fuhr ich nach Kanda, wo ich bis vor einem Jahr lebte. Das geschäftige Gedränge der vertrauten Straßen mit ihren Buchläden breitete sich vor mir aus. Wie auf der Suche nach meinem eigenen Schatten eilte ich hindurch, als die auf einer Betonmauer schwebende Silhouette eines kahlen Baumes und seiner Äste mir ins Auge fielen. War es nur das Flüchtige, Verlorene, von dem mein Blick gebannt war?

Im Zimmer drohte ich zu erfrieren, ich begab mich ins Freie. Der Schnee vom Vortag war liegen geblieben, die Umgebung bot einen erfrischend veränderten Anblick. Als ich durch den Schnee stapfte, schlug mein Herz allmählich höher, lebten meine Gefühle auf. Die kühle Luft tat meinen Lungen gut. (Ja – auch an jenem Tag, da der erste Schnee auf die Ruinen von Hiroshima fiel, sog ich die Winterluft tief in meine Lungen und freute mich wie ein Kind.) Mir fiel ein, daß ich noch keine Hymne an den Schnee verfaßt hatte. Welch ein Gedanke, leichten Herzens durch das tief verschneite Schweizer Hochland zu streifen, weiter, immer weiter ... Die wundervolle Vorstellung eines Todes im Eis ließ mich nicht los. Ich trat in ein Café, rauchte eine Zigarette und träumte vor mich hin. Aus einer Ecke floß Musik von Bach durch den Raum, in einer Glasvitrine glänzten

Crêmetorten. Auch nach meinem Tode würde zu dieser Stunde irgendwo auf der Welt irgendein junger Mann mit meiner Gemütsverfassung in einem Café sitzen und vor sich hin träumen. Ich verließ das Café und machte mich wieder auf den Weg durch die schneebedeckten Straßen. Kaum eine Menschenseele war unterwegs, doch ein Junge an Krücken schleppte sich mir mühevoll entgegen. Ich verstand sofort, was ihn dazu bewogen hatte, an diesem Schneetag aus dem Haus zu gehen. Als wir auf gleicher Höhe waren, rief meine innere Stimme ihm zu: „Halte durch!“

*So augenfällig das Elend auch sein mag, welches uns Kummer bereitet
und die Kehle zuschnürt, verfügen wir doch über den nicht zu
unterdrückenden Instinkt, uns darüber erheben zu wollen. (Pascal)*

Es geschah an einem Nachmittag im Sommer, ich war ein kleiner Junge von gerade einmal sechs Jahren. Ich spielte auf der Treppe zum Vorratsspeicher meines Elternhauses. Von glitzernden Sonnenstrahlen durchwirkt war das dichte, dunkle Laubwerk eines Kirschbaumes, der links von der Treppe stand. Das Sonnenlicht sprenkelte auch die Blätter des Ginsters, der rechts von ihr wuchs. Im Wind auf der Treppe aber, über deren Stufen ich mich beugte, war es angenehm kühl. Eifrig häuften meine Hände Sand auf die Granitstufen, als ich plötzlich eine Ameise bemerkte, die sich hastig meiner Hand näherte. Gedankenlos zermalmt ich sie unter meinem Finger. Sie regte sich nicht mehr. Es dauerte nicht lange, bis die nächste Ameise kam. Ich zermalmt auch diese. Nun kam eine Ameise nach der anderen gekrochen, und eine nach der anderen wurde von mir zermalmt. Ich war beinahe außer mir und nahm nicht wahr, wie die Zeit verging. Ich wußte nicht, was ich tat. Doch als die Sonne unterging und die Dämmerung mich einzuhüllen begann, wurde ich unversehens von einer unheimlichen Halluzination überwältigt. Ich befand mich in einem Haus, ohne zu ahnen, wo ich war. Ein wirbelnder Strom blutroter Flammen floß an mir vorbei. Dann wurde ich im Halbdunkel furchteinflößender Lebewesen gewahr, wie ich sie nie zuvor erblickt hatte, die mich anstarrten und vorwurfsvoll

miteinander flüsterten. (War dieses verschwommene Bild der Hölle eine Vorahnung jener wahren Hölle von Hiroshima, die meine Augen später in aller Klarheit erblicken sollten?)

Ich war ein Kind, das aus der Reihe fiel, schwach und überempfindlich. Mit der Sensibilität, die dem zartesten Windhauch nicht standhielt, scheint allerdings der Blick auf ferne Welten einher gegangen zu sein.

Was auf Erden könnte mich noch aufheitern? Ein kleines Gedicht an U. wäre vermutlich der einzige Balsam für meine Seele. Unsere erste Begegnung im Hochsommer vor zwei Jahren wühlte mich auf wie nichts zuvor in meinem Leben. Ich ahnte bereits, daß mein Abschied von der Welt nahte, die Schatten sich schneller als gedacht über mein Leben senkten. Ich vermochte es stets, reine Gefühle für sie zu hegen. Wann immer wir Abschied nahmen, erschien sie mir wie ein prächtiger Regenbogen am verhangenen Himmel. Und ich wünschte ihr wahrhaftig alles Glück der Welt.

Deutlich spüre ich den Wechsel von Wärme und Kälte, die Vorzeichen des nahenden „Frühlings“ verwirren mich. Ich bin wehrlos gegen diese aufmunternden, leichtherzigen, zarten und geschickten Verführungen der Engel. Alle Blumen erblühen, die Vögel singen, jeder einzelne Sonnenstrahl läßt das bevorstehende, rauschende Fest erahnen. Ich bin von einer kaum zu bändigenden, inneren Unruhe erfüllt. Das Bild der zum Blumenfest geschmückten Straßen meiner zerstörten Heimatstadt tritt mir vor Augen, meine verstorbene Mutter und älteren Schwestern in Festtagskleidung, die ich vor mir sehe, als seien sie noch immer kleine Mädchen. Der „Frühling“, in Dichtung, Malerei und Musik gepriesen, raunt mir zu und macht mich schwindeln. Und doch bleibe ich kalt und melancholisch.

Gewiß hat die Ahnung des kommenden „Frühlings“ damals auch dich in deinem Krankenbett erzittern lassen. Wurdest du hellseherisch, als der Tod dir nahte, konntest du den Hauch des Paradieses spüren? Was hast du geträumt auf deinem Krankenlager?

Ich träume nun häufig von einer Lerche, die sich am Mittag aus einem Weizenfeld erhebt und aufsteigt zum strahlend blauen Firmament ... (Ist es deine Seele oder nur mein Bild davon?) Die Lerche steigt hoch und immer höher, pfeilgerade und rasend schnell, höher und höher ... Dann gibt es weder Steigen noch Fallen mehr. Allein das Feuer ihres Lebens wirft noch helle Strahlen, längst hat sie die Grenzen der Welt der Lebenden hinter sich gelassen und wird zu einem Stern. (Ich bin es nicht. Aber ich sehne mich schmerzlich danach. Hellauf loderte das Feuer eines Menschenlebens, wären alle müßigen Augenblicke ausgefüllt ...).

Aus dem Japanischen übertragen von Armin Stein

Originaltitel: Hara Tamiki: „Shingan no kuni“. Erstveröffentlichung in: Gunzō (Mai 1951)

Armin Stein: Studium der Japanologie und Soziologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, anschließend mehrjährige Mitarbeit am Projekt „Großes japanisch-deutsches Wörterbuch“ des DIJ (Tokyo). Übersetzungen von Autoren der japanischen „klassischen Moderne“ und Gegenwartsliteratur. Als literarische Übersetzung in Buchform liegt vor: Akutagawa Ryūnosuke: „Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen.“ München: Iudicium, 2003. 143 S.